

Vom Gehorsam war auch beim Konzil oft die Rede. Würden aber alle Dokumente der Bischofssynode in einem Band mit einem sorgfältigen Register veröffentlicht, dann könnte man gewiß feststellen, wie geradezu umwerfend oft dort das Wort „Gehorsam“ vorkommt und wie selten das Wort „Freiheit“. Ausdrücklich warnte Kardinal L. M. Neves vor „Experimenten“ in der Seminarerziehung.

„Wir leben in einer Zeit der Hoffnung, in einer Zeit des Wachstums, vielleicht des universellen Wachstums der Kirche“, so heißt es in der „Botschaft an das Volk Gottes“. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn dem wuchernden Krisengerede Zuversicht entgegengesetzt wird. Aber was werden die Pfarrer dazu sagen, die Sonntag für Sonntag in ihrer Gemeinde die Zweifel gerade ihrer Besten, ihre Sorgen um den eigenen Glauben und den Glauben ihrer Kinder und Enkel, aufzuhellen versuchen – die ihre ganze Persönlichkeit einsetzen, damit ihre Gemeinde inmitten der immer fremder werdenden Welt und leider auch angesichts einer so undynamisch gewordenen Gesamtkirche in der Liebe ihres Herrn verbunden bleibt? „Insgesamt scheinen (sic!) die Beratungen zu einer Klärung über das Amt des Priesters unter den kirchlichen Vorschriften (sic!) und den Schwierigkeiten dieses Berufs beigetragen zu haben“, so schließt H.-J. Fischer in der FAZ (28. Oktober) seinen kurzen Bericht über das Ende der Bischofssynode. Ob das zu erwartende Apostolische Schreiben Johannes Pauls II. über diese Versammlung, dessen Inhalt man aus seiner abschließenden, die christliche Liebe hervorhebenden Predigt erahnen möchte, mehr Ermutigungen ausstrahlen wird als die Synode und auch als das eher tadelnde päpstliche Wort vom Samstag zuvor?

Im Oktober wurde im Ersten Programm des deutschen Fernsehens eine Dokumentarsendung „Priesterausbildung im Praxistest“ veranstaltet. Hier kamen Pfarrer selbst zu Wort, die bei der Bischofssynode nur ferne Adressaten waren, wurden die „Schwierigkeiten“ nicht nur in allgemeinen Wendungen deutlich. Nicht in der derzeit laufenden, so unangenehm neokatholisch aufgemachten Serie „Mit Leib und Seele“ (sie ist geradezu ein Beleg für Kardinal Ratzingers Kritik am „Funktionär“), sondern in der vorangegangenen Reihe „Oh Gott, Herr Pfarrer!“ aus dem Leben in einem Pastorenhaus wurde ins Bild gebracht, in welcher konkreten Lage sich Pfarrer in unserer Zeit befinden, die evangelischen und die katholischen, unter je verschiedenen konfessionellen Bedingungen, alle aber in der gleichen Epoche der christlichen Glaubensgeschichte.

Die „Anregungen“, welche die Bischöfe bei ihrer Synode von oben gaben, kamen gewiß aus einer guten Meinung, wenn sie auch hie und da allzu autoritär klingen. Was aber Pfarrer „unter den gegenwärtigen Bedingungen“ an lebensnaher Hilfe in ihrer persönlichen Existenz und in ihrer Seelsorge nicht jeden Tag, aber doch häufig erfahren können, das kommt „von unten“, besser gesagt: von nebenan. Die synodalen Ermahnungen, die Priester sollten umgänglich mit den Gläubigen sein, sind längst überholt (wenigstens in den meisten Regionen). Der „Pfarrherr“ gehört der Geschichte an. Daß daraus manchmal der „Kumpel“ wird, mag im Ernst niemand. Im Ausruf „Oh Gott, Herr Pfarrer!“ wird nicht kritisiert, wird eine von Herzen kommende Solidarität der „Laien“ mit ihren so geplagten Pfarrern bekundet. Aus dieser Solidarität kann wirklich Hoffnung aufgehen. Oskar Köhler

Eine „Liturgische Bewegung“ der Frauen?

Zu Erfahrungen und Liturgiemoellen der Frauenbewegung

Im Jahr 1986 erschien in San Francisco das Buch „Women-Church. Theology and Practice of Feminist Liturgical Communities“ von *Rosemary Radford Ruether*, dessen deutsche Übersetzung

unter dem Titel „Unsere Wunden heilen / unsere Befreiung feiern. Rituale in der Frauenkirche“ herausgegeben wurde¹. Der deutsche Titel verlegt den Schwerpunkt von den grundsätzlichen

Überlegungen zu einer „Frauenkirche“ auf die „Liturgien der Frauenkirche“ und wird damit dem Inhalt nicht gerecht. Rosemary R. Ruether ist Professorin für Praktische Theologie am Garrett-Evangelical Theological Seminary in Evanston (Illinois) und gilt als prominente Vertreterin feministischer Theologie in den USA.

Die Kirchen, wie sie sich heute darstellen, sind nach Ruether zur Behinderung für die lebendige Begegnung der Frauen mit dem „Göttlichen“ geworden. Die feministische Bewegung soll die kirchlichen Institutionen kreativ nutzen und sich in ihnen einen Standort sichern, ohne sich unterdrücken und kontrollieren zu lassen. Da in der augenblicklichen Situation die Befreiung der Frauen nur ein Werk der Frauen selbst sein kann, ist die Gründung einer „Frauenkirche als feministischer Exodusgemeinschaft“ und „Gemeinschaft der Befreiung vom Patriarchat“ historisch notwendig. Der Ausschluß der Männer bedeutet nicht eine grundsätzliche Trennung der Geschlechter, sondern die „Formung einer kritischen Gegenkultur“.

Als Kulminationspunkt einer längeren Entwicklung könnte „die Frauenkirche zu einer erlösenden Gemeinschaft vom Patriarchat befreiter Frauen und Männer transformiert“ und dann in vollem Sinn „Kirche“ werden. Ruether interpretiert die Ordination als Demonstration priesterlicher – und männlicher – Macht über die Gemeinschaft und möchte die Leitungsrollen nach dem Rotationsprinzip verteilen, weil der „Klerikalismus“ mit einem emanzipierten Verständnis von geistlichen Funktionen unvereinbar ist.

Der zweite Teil des Buchs bietet Entwürfe für rituelle Handlungen. Das Material stammt aus der vorbiblischen, der jüdischen und der christlichen Tradition. Das Repertoire umfaßt:

- Rituale der Gemeinschaftsbildung: Taufe, Rituale der Versöhnung, Exorzismen, Segnungen (einschließlich einer „Architektur für die Frauenkirche“);
- Heilungsriten: Überwindung der Gewalttätigkeit wie Inzest, Mißhandlung, Vergewaltigung, Ehebruch, Abtreibung, Fehl- oder Totgeburt, Scheidung und Identitätsfindung einer Lesbiner;in;
- Übergangsrituale als Liturgien des Lebenszy-

klus: die Namensgebung für ein neugeborenes Kind, Geburtstage, Pupertätsrituale, Rituale beim Verlassen des Elternhauses, eines Lebensbündnisses und der Gründung einer neuen Familie, Zeremonien für Lebensbündnisse eines heterosexuellen und eines lesbischen Paares, Liturgien der Geburtsvorbereitung, des Umzugs, der Menopause, des Übergangs zum Alter, die Begleitung Sterbender und die Totenfeier;

– Symbole der Transformation oder jahreszeitliche Feiern: Rituale für Tag und Nacht, die Woche, den Monat (Menstruations- und Neumondrituale), den Herbst (Allerheiligen und Holocaust, Erntedank), den Winter (Märtyrer für die Freiheit, Weihnachten, Wintersonnenwende), den Frühling (Aschermittwoch, Karfreitag, Ostern, Seder, Holocaust) und Sommer (Feier der Erde, Sommersonnenwende, Hiroshima-Gedenktag).

Eine wichtige Frage ist das besondere Profil der Entwürfe und ihr Verhältnis zur traditionellen christlichen Liturgie. Bei den einzelnen Feiern überrascht der Reichtum an Symbolhandlungen und die damit verbundene starke Einbeziehung der Situation, die bei weitem alles übersteigt, was in kirchlicher Liturgie üblich ist. Dabei ist zu berücksichtigen, daß hier an eine überschaubare Gruppe – fast einer Ordensgemeinschaft vergleichbar – gedacht ist. Die „Klausur“, das Verbot der Teilnahme von Männern, ermöglicht eine größere Unbefangenheit mit Elementen, die in einer plural zusammengesetzten Gemeinschaft auf Schwierigkeiten stoßen würden.

Besonders auffällig ist der häufige Gebrauch von „Exorzismen“, in denen der „böse Geist“ des Patriarchalismus und der Gewalt gegen Frauen als dämonische Kraft beschworen wird. Dies ist eine Form, die aus gutem Grund – zur Vermeidung der Dämonisierung von Personen – in der Liturgiereform der katholischen Kirche aufgegeben und in ein „Gebet um Befreiung“ umgewandelt worden ist.

Mit der Aufgabe des ordinierten Amtes, wie es für die Leitung der sakramentlichen Liturgie Tradition ist, ist zweifellos der Bereich der katholischen – aber auch der evangelischen – Kirche verlassen. Anders steht es mit den Wortgottesdiensten und Segnungen, wenn diese nicht – wie die Bündniszeremonien für Homosexuelle

und Lesbierinnen – in Spannung zur kirchlichen Ethik geraten.

Bei den vorgelegten Entwürfen dominiert die Interaktion zwischen den Teilnehmern – also die horizontale Ebene –, während die Verkündigung des Wortes Gottes und die Antwort im Gebet in den Hintergrund getreten sind. Die Schriftlesung ist – oft in Form von Paraphrasen – feststehendes Element, das allerdings mit den vielen biographischen Texten konkurrieren muß. Bedenklich ist, daß das Neue Testament völlig zurücktritt. Dies kann durch das stärkere Engagement für das Alte Testament nicht entschuldigt werden und deutet auf gravierende Defizite im Traditionszusammenhang hin.

Die Gebetstexte sind in ihrem Duktus von den leidvollen Situationen im Leben von Frauen und von Appellen zum Engagement geprägt. Das Gebet zeigt sich primär im Dienst der Aufarbeitung von Problemen. Dagegen fällt der dogmologische Aspekt des Lobens und Dankens weitgehend aus. Im wichtigen Bereich der Anrede macht sich das Ringen um das Gottesbild besonders bemerkbar. Eine Kyrie-Anrufung im Sinn der traditionellen Anrufung Christi fehlt. Hier müßte nachgefragt werden, welche Bedeutung Ruether der Gestalt Jesu Christi zumißt.

Der Symbolreichtum der beschriebenen Rituale, ihre intensive Einbeziehung der Natur und der alttestamentlichen Erfahrungen stellt eine Anfrage an die christliche Liturgie dar. Der Umgang mit Sünde als gesellschaftlicher Gegebenheit und privater Verwundung in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen kann die kirchlichen Bußakte aktualisieren.

Auf keinen Fall darf das Anliegen der Frauen, wie es in ihren – oft „anstößigen“ – Feiern laut wird, ungehört in den Kirchen verhallen. Freilich ist auch Kritik im Dialog notwendig. Vor allem ist von seiten der Männer und Frauen, die miteinander ihren Weg zur Erneuerung der Kirche gehen möchten, anzufragen, wie denn eine Aufteilung in mehrere „Kirchen“ – „Gemeindekirche“, „Frauenkirche“ und „Männerkirche“ – mit der Intention des Evangeliums zur Sammlung von Männern und Frauen im Leib Christi zu vereinbaren ist. Bietet sich wirklich keine andere Konzeption an?

Unter dem Titel „Meine Seele sieht das Land

der Freiheit. Feministische Liturgien – Modelle für die Praxis“² haben *Christine Hojenski* (Studienreferendarin und katholische Theologin), *Birgit Hübner* (Studienreferendarin, Theologin und Germanistin), *Reinhold Hundrup* (Gemeindeassistentin in der katholischen Hochschulgemeinde Münster) und *Martina Meyer* (katholische Theologin und Anglistin) Modelle feministischer Liturgie, die seit drei Jahren in den Hochschulgemeinden in Münster gefeiert wurden, herausgegeben.

Die katholische Diplomtheologin und Germanistin *Andrea Schulenburg* mißt der „feministischen Spiritualität“ Priorität zu. Bisher waren Frauen durch gesellschaftlich und kirchlicherseits auferlegte Identitätsmodelle daran gehindert, eine eigene Spiritualität zu entfalten. Sie wurden „domestiziert in der Rolle der Ehefrau, Haus-Frau und Mutter“, „kolonialisiert“ durch die Erziehung zum Sich-Unterordnen, degradiert als „Gottes zweite Garnitur“ und angeleitet zu einer „Herr-ich-bin-nicht-würdig-Spiritualität“. Demgegenüber gilt es, „schwesterlich Frei-Räume genießen zu lernen“, „zu den eigenen Quellen zu gehen“ und „herrschendes Denken zu verrücken“.

Schulenburg sieht das Konzept „Frauenkirche“ anders als Ruether. Sie glaubt nicht, daß sich christliche Feministinnen nur im „Auszug aus den patriarchalen christlichen Strukturen“ befreien können. In Gestalt von Frauengruppen – im Rahmen kirchlicher Strukturen – sollen sich die Frauen „einmischen“, bis „die herrschaftsfreie Gestalt einer Kirche aus Frauen und Männern, inspiriert durch feministische Spiritualität“, Wirklichkeit wird.

Christine Schaumberger, Mitarbeiterin an der Gesamthochschule Kassel und Doktorandin in katholischer Theologie in Münster, klagt die kirchliche Verkündigung und Liturgie an, den Frauen nicht Brot, sondern Steine zu bieten. Die angebotenen Liturgien erlebt sie selten als anamnetische Gedächtnisfeiern, die „für den Kampf um Befreiung und Solidarität nähren, stärken und heilen“, sondern eher als Veranstaltungen, in denen sie „mit Vergessen, Ausgrenzung, Entmündigung und Beschwichtigung“ abgespeist wird. Dies trifft besonders auf die liturgische Sprache zu, die an androzentrischen Formeln,

Bibelübersetzungen, Kirchenliedern und Gebeten festhält und so die Ausgrenzung von Frauen festschreibt. Die feministischen Christinnen beanspruchen „das Frauenerbe, das in herrschender Liturgie verborgen ist“.

Der „Projektbericht“ über die Erfahrungen in Münster weist auf den Einfluß amerikanischer Erfahrungen hin. Seit drei Jahren werden in Münster regelmäßig – im Abstand von vier Wochen – feministische Liturgien gefeiert. Träger ist ein Kreis von überwiegend kinderlosen, zwischen 20 und 30 Jahre alten Frauen, zumeist mit einem Hochschulstudium. Die Teilnehmerinnen sind stark engagiert in Gemeindegruppen und haben Bedürfnis nach Kontakt mit der christlichen Tradition, kennen aber auch Zorn und Protestgefühle. Für viele sind die feministischen Liturgien eine wesentliche Ergänzung zu den traditionellen Gottesdiensten. Für andere stellen sie zunehmend eine Alternative dar, und für wieder andere sind sie „der einzige Zugang und Ort einer in Gemeinschaft gelebten Spiritualität“. Der Kreis grenzt sich nicht prinzipiell von Männern ab, möchte aber das Spezifische einer Frauengruppe nicht aufgeben.

Die inhaltliche Gestaltung der Feiern geht meist von Grundthemen des Lebens der Frauen in der „patriarchalen“ Realität und vom Bedürfnis nach selbstbestimmtem Leben aus. In der Begegnung mit der biblischen und christlichen Tradition, aus der alle kommen, wird eine Deutung gesucht. Jede Liturgiefeier beginnt mit einer „Anfangsrunde“ im großen Kreis, die Zugänge zum Thema offenlegt. Es folgt ein Austausch von Erfahrungen und Gedanken in kleinen Gruppen, meist nach der Lesung oder Nacherzählung von literarischen und biblischen Texten. Den Abschluß bildet ein Gebetskreis, in dem die Frauen das, was ihnen in der Liturgie wichtig geworden ist, der Gemeinschaft vortragen. Hier ist Raum für Gedanken, Wünsche und „Für-Bitten“. Ein wichtiges Element ist der „Segen“ bzw. die „Ermutigung“. Auch Gesten und Tanz spielen eine bedeutende Rolle. Jede Liturgie schließt mit einem Mahl, in dem alle miteinander teilen, was sie mitgebracht haben.

Der zweite Teil des Buchs bringt dreizehn Liturgien als Auswahl aus ungefähr dreißig Feiern der letzten drei Jahre. Die Themenstellung wird

immer bei der vorhergehenden Liturgie bestimmt.

Beim Vergleich zwischen Rosemary R. Ruether und den Münsteraner Theologinnen zeigen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Der Feminismus Ruethers sieht im „Patriarchat“ – und damit in den konkret in Gesellschaft und Kirche agierenden Männern – ein Machtphänomen, das die Frauen zwingt, sich bis in die Liturgie hinein zusammenzuschließen. Wird dabei genügend bedacht, daß „Frauen und Männer Opfer ihrer Rollen“ (A. Schwarzer 1975) sind und die Klausurierung der Frauen – mit der rigiden Abwehr des männlichen Elements – jede fortschreitende Integration von Männlichem und Weiblichem in der christlichen Ekklesia behindert? Die Einbeziehung der Eucharistie in die Auseinandersetzung ist nicht akzeptabel. Sie will doch – im Hören auf das *eine* Wort und im Empfang der *einen* Kommunion – die paulinische Vision von 1 Kor 12,12 realisieren und ermöglichen, daß als „Gnade“ – allen Widerständen zum Trotz – der eine Leib Christi aus vielen Gliedern gleicher Würde entsteht.

Anstelle der radikalen Lösung einer „Frauenkirche“, die ihren eigenen Weg geht, agiert in Münster der „Frauenkreis“ – vielleicht am Rand, aber doch integriert in die Hochschulgemeinden –, bewußt im Bereich von Kirche. In der Liturgie wird die traditionelle Struktur eines Wortgottesdienstes gewählt, der mit Interaktionen und Symbolen angereichert wird. Die Begrenzung auf Frauen als Teilnehmerinnen wird gruppenpsychologisch begründet. Damit werden die Kontakte zum anderen Geschlecht nicht abgebrochen, und die kirchliche Einheit bleibt im Blick.

Die Zeugnisse der Frauenbewegung, wie sie Rosemary R. Ruether für den ökumenischen Raum und der Münsteraner Kreis für den katholischen Bereich vorgelegt haben, sind zweifellos ein ernster und zugleich anregender Beitrag, der die Kirche und die Pfarrgemeinden, die Theologen und speziell die Liturgiker zu Schlußfolgerungen einlädt.

Konsequenzen aus den Anstößen der Frauenbewegung hat die katholische Liturgiewissenschaftlerin Teresa Berger gezogen (The Women's Movement as a Liturgical Movement: A

Form of Inculturation, in: *Studia liturgica* 20, 1990, 55–64; vgl. dies., *Liturgiewissenschaft und Frauenforschung – getrennte Schwestern*, in: *Theologische Revue* 85, 1989, 355–362). Sie plädiert dafür, die charakteristischen, liturgiefähigen Ergebnisse der „liturgischen Bewegung der Frauen“ in die Liturgiewissenschaft und in die Liturgie einzubringen. Ihr ist wohl beizupflichten, wenn sie von einem hochaktuellen Aspekt der Inkulturation spricht, der bisher noch nicht wahrgenommen worden ist und eine legitime

und bedeutsame Bereicherung für die Kirche darstellt.

Franz Kohlschein

¹ Ruether, Rosemary Radford: *Unsere Wunden heilen – unsere Befreiung feiern. Rituale in der Frauenkirche*. Stuttgart: Kreuz 1988. 319 S. Kart. 29,80.

² *Meine Seele sieht in das Land der Freiheit. Feministische Liturgien – Modelle für die Praxis*. Hrsg. v. Christine Hojenski, Birgit Hübner, Reinhild Hundrup, Martina Meyer. Stuttgart: Kreuz 1989. 319 S. Kart. 29,80.